



Ein Versuch  
über das  
**D e u t s c h e I d i o m**  
in den  
Baltischen Provinzen.

Vortrag  
von  
Dr. R. Groß.

Riga und Leipzig,  
Verlag von J. Bacmeister.

Von der Censur erlaubt.

Riga, den 25. April 1869.

Gröbinger.

Druck von G. Kreyßing in Leipzig.

## Vorwort.

---

Eine Untersuchung über die Sprache, dieses göttliche Werkzeug der Seele, dieses Schwert des Geistes, sollte von den gründlichsten Studien gestützt, von der gewissenhaftesten Kritik begleitet sein. Wenn solches in vorliegendem Schriftchen, das sich einen Versuch über das baltische Idiom nennt, vermißt wird, so möchte zur Entschuldigung dienen, daß dem Verfasser nur wenig ausreichende gelehrte Hilfsmittel zu Gebote standen, und daß die Form eines mehr populären Vortrages \*) eine rein wissenschaftliche Behandlung ohnehin verbot. Dennoch dürfte auf einige Theilnahme von Seiten des heimischen Publicums

\*) Dieser Vortrag ist am 28. Februar 1869 in Riga gehalten worden. Einige Stellen sind im Druck erweitert worden.

zu rechnen sein, weil der abgehandelte Gegenstand Allen mehr oder weniger theuer ist und zum ersten Mal meines Wissens hiemit einer öffentlichen Darlegung anvertraut wird. Daß dieser Essay einer Reihe von öffentlichen Vorträgen angehört hat, thut seiner Vollständigkeit weiter keinen Eintrag, weil er nicht die Bestimmung hatte, zu jenen, denen er einleitend vorausging, in einem integrirenden Verhältniß zu stehen.

**Der Verfasser.**



Das Leben eines Volkes schlägt seine Wellen, hat hier seine festen Ufer, ebbt und fluthet dort in beständiger Umgestaltung seiner Grenzen. Am treuesten prägt sich solches in der Sprache aus. Während diese nach einer Seite hin Jahrhunderte lang dem Genius ihres Volkes ergeben bleibt, huldigt sie nach einer andern Seite verschiedenen Zungen, ja giebt sich wohl auch gar selbst auf. Ein nur flüchtiger Blick, den wir der Entfaltung deutschen Lebens außerhalb Deutschlands zuwenden, genügt schon, diese Wahrnehmung zu bestätigen. Wenn deutsche Auswanderer sich nach dem Westen wenden, so hören sie sich bald nicht ungern der französischen oder englischen Sprache bedienen, und nach einem Menschenalter ist die Muttersprache vergessen. Darum ist es auch begreiflich, wie unter den vielen Tausenden deutschen Stammes, welche in London ansässig sind,

nur ein kleiner Theil sich noch der deutschen Sprache anzunehmen pflegt. Die bei weitem größere Hälfte der Eingewanderten spricht englisch und will mit Verleugnung ihrer Nationalität für Engländer gelten. Dürfte es uns somit noch wundern, wenn das englische Volk den Musiker Händel seinen Söhnen beizählt?

Wie ganz anders zeigt es sich hingegen im Osten. Den deutschen Arzt und Pastor führt sein Beruf bis an die äußersten Grenzen des großen russischen Reiches, der deutsche Kaufmann und Fabrikant ist an den Küsten des Schwarzen und Kaspiischen, wie auch des Weißen Meeres zu finden, geschweige denn in dem bevölkerten Innern. Nur sehr selten aber vermissen wir deutsches Familienleben bei ihnen. An der deutschen Sprache wird festgehalten, und die Gründung einer von dieser beherrschten Schule ist die erste Bedingung zur Ansiedelung. Ist diese noch unvollkommen, oder fehlt sie ganz, wie unter den wenigen deutschen Bewohnern Sibiriens, so suchen die deutschen Eltern, gewöhnlich trägt die Mutter dafür Sorge, ihren Sohn nach einer Stadt der deutschen Ostseeprovinzen zu geleiten, um ihm dort eine deutsche Erziehung und Schulbildung angedeihen zu

lassen. Wer die Schwierigkeiten, Gefahren und Entbehrungen einer solchen monatelangen Reise aus dem Innern Sibiriens an die baltische Küste ermißt, muß den Heroismus der einsam reisenden zarten Mutter höher anschlagen als jedes noch so warm abgelegte Zeugniß für das Nationalbewußtsein in Wort und Schrift. Daß solche Fälle nicht vereinzelt dastehen, weiß jeder Lehrer und Erzieher, der nicht selten unter seinen Zöglingen auch solche zählt, deren Eltern in Archangel und Vasko und in den Ansiedelungen Ostsibiriens wohnen. Um so wunderbarer ist der Contrast, welcher zwischen dieser unbefiegbaren Treue, mit der im Osten zu einer Sprache gehalten wird, und jener Gleichgiltigkeit obwaltet, die ihr im Westen begegnet. Es genügt nicht auf die große Achtung und Hochschätzung hinzuweisen, mit welcher die Deutschen von Natur gegen die Vorzüge anderer Völker ausgerüstet sind, denn was könnte wohl mehr imponiren, als das Millionenreich des Ostens in der Blüthe seiner Kraft und Allgewalt. Ja, es scharft sich der Widerspruch noch dadurch, daß das Idiom der Ostseedeutschen, welches von einigen Gelehrten des Auslandes in Uebereinstimmung mit Rundgebungen der inländischen Presse als eine seit Luther nicht weiter

gebildete und wenig lebensfähige Sprache bezeichnet wurde, nichts desto weniger eine solche Anziehungskraft ausübt.

Versuchen wir eine Lösung dieses Räthfels. Am ehesten dürfte sie sich ergeben, wenn wir den Entwicklungsgang der deutschen Sprache, wie er sich in Deutschland sowohl, als auch in unseren Provinzen vollzogen, in Betracht ziehen. Denn so wie man die religiösen, politischen und socialen Zustände der Jetztzeit nur nach erlangter Kenntniß ihrer Entwicklung aus den früheren Culturperioden beurtheilen, begreifen und verstehen lernt, läßt sich ein Verständniß und eine Beurtheilung des Geistes der gegenwärtigen Sprache auch nur bei einem Zurückgehen auf ihren Ursprung und ihren geschichtlichen Organismus ermöglichen. Diese geistige Riesenthatsache hat Jakob Grimm mit seiner deutschen Grammatik für das gesammte deutsche Volk vollbracht. Das höchste Gut der Nation hat er ihr in seiner Reinheit und Ursprünglichkeit wieder nahe gelegt und dadurch ihren Forschungen auf den Gebieten der Literatur, Rechtswissenschaft und Geschichte einen sicheren und gesunden Boden unterbreitet. Selbst die so sicheren Naturforscher konnten sich nicht verhehlen, daß der deutsche

Sprachforscher der höchsten der Naturwissenschaften obläge, der Naturwissenschaft des Menschengesistes. Für seine Schule entdeckte derselbe große Gelehrte ein bestimmtes Gesetz, ein einfaches aber geniales, nach welchem es nun möglich wurde, den schwierigen und gefahrvollen Weg in den tiefen Schacht der Vergangenheit hinabzuthun, die daselbst aufgehäuften Sprachschätze zu heben und sie für eine tiefere Erfassung des gegenwärtig herrschenden Idioms zu verwerthen. Es ist dieß das Gesetz der Lautverschiebung, durch welche sich die organischen Wandlungen des indogermanischen Sprachstammes nachweisen lassen, zu dem bekanntlich die indische, iranische, griechische, lateinische, keltische, litthauische und slavische Zunge gehört, und mit welchen wiederum das Gothische, Niederdeutsche, Niederländische, Friesische, Angelsächsische und Nordische, die deutsche Sprachfamilie bildend, in engster Verwandtschaft stehen, indem sie sich nur um einen Schritt weiter entfernt haben und die zweite Lautstufe einnehmen. Ueber diese geht das eigentliche Hochdeutsche wieder hinaus, um in gesetzmäßiger Weiterentwicklung sich auf eine dritte Lautstufe zu stellen. An vielen Stammwörtern zeigt sich diese Wandlung aus dem Griechischen z. B. in das Gothische

und darauf in das Hochdeutsche ganz frappant, wovon hier einige Beispiele.

Griech. ποῦς (ποδς) Goth. fōtus Althd. vuoz d. h. Fuß. ἄνναβις — hanpr — hanaf d. h. Hanf. δαμᾶν — tamjan — zemjan d. h. zähmen. δάκρυ — tagr — zahar d. h. Zähre. εἰδέναι, videre — vitan — wizan, d. h. wissen. κάλαμος — halam — halm d. h. Halm. Ein gewisser gesetzmäßiger Consonantenwechsel und zwar der Mutae: b, p, f; d, t, z; g, k, ch, machen das Wesen der Lautverschiebung aus. Die Liquidae: l, r, m, n behaupten ihre einmal eingenommene Stellung, während die Vocale mehr äußerlichen Einwirkungen ergeben und darum flüchtig und stetem Wechsel unterworfen sind. Allein auch über die griechische Sprache hinaus führt uns dieses wunderbare Gesetz in die des Sanskrit ein und lehrt uns dieselbe als die ältere Schwester der pelasgischen Sprache kennen. Auch hievon einige Beispiele. Das Sanskritwort duhitar, Melkerin, bedeutet auch, weil das Melken wahrscheinlich der Tochter des Hauses oblag, Tochter. In duhitar haben wir aber das griechische θυγάτηρ, das angelsächsische und englische daughter, das niederländische dogter, das schwedische und dänische döttrar, das

altnordische und isländische dättra und döhtra und endlich unser deutsches Tochter, das gothisch dauhtar, althochdeutsch tohtar hieß. Das Sanskritwort pa, beschützen, erhalten, läßt pitar entstehen und bezeichnet damit den Erhalter, Versorger der Familie, den Vater. Aus diesem pitar ist aber griechisch πατήρ, lateinisch pater, gothisch fadur 2c. 2c. geworden. Ebenso läßt sich das lateinische Jupiter, das griechische Zeus, als Namen der höchsten Gottheit nachweisen. Im Sanskrit findet sich die Wurzel div leuchten, die dem Sanskritwort Dyans, Gott, zu Grunde liegt, weil Gott, wie das Licht, rein, hehr und erhaben ist. Das indische Wort devas, das persische daeva (als Grundlage der ganzen späteren Dämonologie), das griechische θεός und θεῖος, das lateinische deus und divus, das litthauische diewas, das irländische tiu, sind sämmtlich auf jene Wurzel zurückgeführt, sowie auch das tivar der Edda, welches hier für Götter und Helden steht. Auch der Schlachtengott der Germanen, nordisch Tyr, heißt altdeutsch Ziu und wie nun das ursprüngliche t und d in der Lautveränderung zu Ds, Z oder Dj asperirt wurde, so ist das frühere äolische Δεός zu Zeús geworden und Jupiter aus Dju-pater entstanden, wo dann wieder

der Genitiv Jovis auf den umbrischen Namen Diovis deutet. Jupiter, Diespiter, *Ζεὺς πατήρ*, und Diupatie, Divaspati der Indier heißt somit Gottvater u. Gott-erhalter. Ein Vers der Rigveda bestätigt dieß nicht allein, sondern thut auch die Verwandtschaft der Sprachen dar. Er lautet:

Dyans me pita ganita,  
*Ζεὺς ἐμὸν πατὴρ γενετήρ,*  
 Deus mei pater genitor,  
 Gott mein Vater und Erzeuger (gimerjau althd.:  
 gesund machen, heilen, vom Verderben befreien).

Nach den Ergebnissen, zu welchen die historische Schule deutscher Sprachforschung gelangte, gestaltete sich die Geschichte des deutschen Idioms etwa folgendermaßen. Der germanische Sprachstamm hat sich ungemein langsam entwickelt. Noch im IV. Jahrhundert nach Chr. Gb., als bereits die griechische und lateinische Sprache verblüht war, steht die gothische, die edelste der germanischen Mundarten, noch in großer Frische und Jugendlichkeit da, ungeachtet des großen Zeitraumes, welchen sie bis dahin durchlebt haben mußte. Auch tausend Jahre später finden wir ihre Jugendperiode noch nicht beschloffen, dann im XV. Jahrhundert beginnt die deutsche Sprache ihre künstliche



und wissenschaftliche Bildung, die zu ihrer Entfaltung wiederum drei Jahrhunderte braucht, so daß der Gedanke nicht gar zu fern liegt, wir befänden uns erst in einer Uebergangsperiode deutscher Sprachentwicklung und hätten der eigentlichen Blüthe derselben noch erst zu warten. Diese große Lebensdauer ist aber keineswegs aus einem Mangel an Gestaltungskraft oder aus periodischen Stillständen zu erklären, sondern es hat die germanische Sprache vielmehr innerhalb ihrer Grenzen Umwälzungen erfahren, wie nicht leicht eine andere. Bis in das VII. Jahrhundert herrscht die gothische Mundart, ihr folgt dann das althochdeutsche Stadium, welches nach kaum vierhundert Jahren dem Mittelhochdeutschen Platz macht, das wiederum nach zweihundertjähriger Blüthe in Verfall geräth und die Schöpfung des Neuhochdeutschen durch Luther nothwendig macht.

Die neuhochdeutsche Schriftsprache steht indeß in einem entschiedenen Gegensatz zu der mittelhochdeutschen Art, weil bei dieser ein Dialekt, anfangs der fränkische und niedersächsische, später der schwäbische und alemannische auf Kosten der andren Mundarten zur ausschließlichen Herrschaft gelangte, während jene gleich bei ihrem Beginn als eine vereinigende Sprachnieder-

setzung anzusehen ist. Ihr Schöpfer war Luther, der es selbst gesteht, daß er die Gesellschaftssprache seines Ortes in ihrer edelsten, reinsten und schicklichsten Gestalt, somit die ober-sächsishe Sprache seiner Bibelübersetzung zu Grunde gelegt habe. Als einer der belesensten und geistvollsten Männer seiner Zeit, in dem Mittelpunkte Deutschlands lebend, wo die ober- und niederdeutschen Mundarten zusammentreffen, dabei thätig in einer Weise, die immer des höchsten und gewaltigsten Ausdrucks geistiger Erregtheit bedürftig und mächtig, konnte Luther unmöglich sich selbst an einen Dialekt gefangen geben, wenn er zu den Herzen der gesammten deutschen Nation mit Erfolg sprechen wollte. Er knüpfte vielmehr an die Sprache der Reichskanzlei an, welche einen ähnlichen Versuch der Einigung schon vor ihm durch zwei Jahrhunderte fortwährend sich hatte angelegen sein lassen. Da er aber in demselben ein ganzes Sprachgebiet, das schwäbisch-alemannische, zu wenig berücksichtigt fand, that er noch den letzten Schritt, indem er das dem letzteren eigenthümliche Element, den Umlaut, in consequenterer Weise, als dieß in der Kanzleisprache geschehen war, in seinen späteren Schriften gebrauchte. Daß Luther der Kanzleisprache

keine unbedingte Autorität einräumte, geht aus der Vorrede zum Alten Testament hervor:

Ich meynet auch, ich were geleret und weyss mich auch gelerter, denn aller hohen schulen sophisten von Gottis gnaden, Aber nu sehe ich, das ich auch noch nicht meyn angeporen deutsche sprache kan, Ich hab auch noch bisher keyn buch noch brieff gelesen, da rechte art deutsche sprach ynnen were. Es achtet auch niemant recht deutsch zu reden, sonderlich der herren Canceleyen und die lumpenprediger und puppen schreyber, die sich lassen dunken, sie haben macht deutsche sprach zu endern und tichten uns teglich neue wortter behertzigen, behendigen, ersprieslich, erschlieslich und dergleychen, ja lieber man, er ist wol bethoret und ernarret dazu. Nachdem Luther durch geschickte Verwendung dessen, was die vorhergehenden Jahrhunderte zur Herstellung einer gemeinsamen deutschen Sprache beigetragen hatten, so wie dadurch, daß er die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten der verschiedenen hochdeutschen Mundarten in eins zusammensfügte, die neuhochdeutsche Sprache geschaffen, verfaßte er in ihr außer andern Mustern der Darstellung sein Meisterwerk, die Bibelübersetzung, an

deren Vervollkommnung er bis in sein spätestes Alter unausgesetzt arbeitete, und deren Verbreitung in allen deutschen Gauen, zuletzt auch in dem niederdeutschen Gebiete, wo man im Anfange des XVII. Jahrhunderts Bibeln in dem dort üblichen Dialekt zu drucken aufhörte, die Herrschaft der Dialekte überwand und einer gemeinsamen deutschen Schriftsprache Eingang verschaffte, an deren weiteren Ausbildung nun die begabtesten Geister der Nation in edlem Wettstreit arbeiten konnten.

Gleichwohl hat die neuhochdeutsche Sprache in der Folge auf die Dialekte beständig Rücksicht genommen, ohne ihrer Verwirrung Opfer zu bringen, weil sie sich ihrer Eigenthümlichkeit und der Merkmale, wodurch sie sich von sämtlichen Volksmundarten von jeher unterschied, bewußt war. Die Dialekte sind alt, ursprünglich, und das Bewußtsein, einst die Gesamtsprache für den gemeinen wie für den edlen Mann gewesen zu sein, wird die Aussprüche großer Männer und Fürsten ehemaliger Zeiten, wie sie noch im Volksmunde leben, rege erhalten. Dabei athmen sie eine große Lebenswärme, welche durch die angeborene Natürlichkeit und Zutraulichkeit, durch Fülle und Ruhe des Ausdrucks und einen ge-

wissen dem Ohre des Volkes zusagenden Wohl laut und sinnliche Klangfülle ganz unverwüstlich zu sein scheint. Die Schriftsprache hingegen mit ihrem Bestreben, der geistigen Seite der Sprache zu dienen, ringt nach Adel und Zartheit, nach Mäßigung und harmonischer Umbildung gewisser natürlicher Härten, welche, in einer breiteren Sprachform bestehend, so wohl durch Verkürzung und Abschleifung des Umfanges, als auch in Schwächung und Abstumpfung des ursprünglichen Lautes eine verkümmerte rohe Fortgestaltung erfuhren.

Kaum hatte man aber erkannt, daß die hochdeutsche Sprache auch eine lebende wäre, daß ihre Elemente nicht stille ständen, sondern in einem beständigen Fortrücken begriffen, als man sich auch fragte, was zu thun wäre, daß diese Fortbewegung der Sprache wahrhaft ersprießlich und veredelnd werde? Man suchte zuvörderst die starren todten Massen der Sprache dadurch zu beleben, daß man zu den Tiefen des Sprachalterthums hinabstieg. Die Stämme und Wurzeln der Muttersprache waren größtentheils unverständlich und fremd geworden. Man war bestrebt, sich in ihr Verständniß zu setzen, als wäre sie eine fremde Sprache, und daraus floß

die Nothwendigkeit für alle nicht rein praktischen Lehranstalten, das Altdcutsche mit in ihren Lehrkreis zu ziehen. Ferner suchte man die Volksmundarten in ihrer Wahrheit und Natürlichkeit kennen zu lernen, um dadurch das Sprachgefühl zu stärken und auf das Richtige zu leiten. Man nahm mundartliche Wörter ohne Weiteres in die Schriftsprache auf, wenn sie eine eigene Wurzel besaßen oder doch Stammformen und Ableitungen von eigenthümlich bezeichnender Kraft waren und nicht bloße Entstellungen bereits in der Schriftsprache vorhandener Wörter. So sind durch Campe u. Voß, indem sie immer von neuem aus den Quellen der Natur in den Volksmundarten schöpften, eine Menge niederdeutscher Wörter in das Hochdeutsche geflossen, und durch die Uhland'sche Dichtersprache hat sich der antiknationale Sprachgeist auf eine gesunde Weise in der neuhochdeutschen Sprache verjüngt. Aufmerksamkeit von Seiten der Gelehrten und Schriftsteller auf die Sprache des gemeinen Mannes bleibt ein unverjiegbares und nothwendiges Mittel zur Erkenntniß der Eigenthümlichkeit und des Genius der deutschen Sprache. Dieß sah schon Luther sehr richtig ein, wenn er irgendwo sagt: Man muß nicht Buchstaben in der lateinischen

Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, wie die Esel thun, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen, und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es dann und merken, daß man deutsch zu ihnen redet.

Sollte demnach nicht dem deutschen Sprachlehrer die Hauptrolle des Mittlers bei dem Wechselverkehr von Dialekt und Schriftsprache zufallen? Neben der philosophischen Behandlung der Grammatik, welche die Sprachbildung nach Gesetzen des Verstandes rein aus dem Denkvermögen heraus erforscht und darstellt, darf die historische Behandlung nicht fehlen, welche nach der Kenntniß des lebensvollen Organismus oder des Sprachbaues in allen seinen Theilen ringt. Gerade dem Lehrer muß es obliegen, sich einen gesunden Sinn zu erhalten, dafür was in der Sprache organische Bildung, und wie dieses von äußerlichen unorganischen Ansätzen und Wortformen zu unterscheiden ist. Auch geschieht dieß in den Lehranstalten Deutschlands und der Schweiz. Bei uns, wo der Unterricht in der deutschen Sprache auf bloß schematischem Wege getrieben wird, ist es anders. In der

Reinhaltung der Schriftsprache von eingebildeten Provincialismen, die häufig als pöbelhaft oder als lettisch und esthnisch gebrandmarkt und aus ihrem Bereich verwiesen werden, glaubt der Gebildete und der Lehrende Alles gethan zu haben. Ja, es ist, als ob unser baltisches Deutsch weder eine Geschichte habe, und daher eine historische Behandlung desselben überflüssig sei, noch sich eine Wechselwirkung zwischen mundartlicher Entwicklung und schriftgemäßer Sprachniedersehung bemerken ließe, da eben keine Volksmundart vorhanden. Es wäre sonach die schon eingangs berührte Ansicht begründet, daß unsere Sprache ein bloßes nüchternes Bücherdeutsch ohne Ursprünglichkeit und eigenthümliche Färbung sei. Sind wir in der That so arm, oder liegen unsere Güter nur brach? Darüber soll uns Folgendes in etwas Aufschluß gewähren.

Unsere Vorfahren deutscher Zunge wanderten aus Norddeutschland oder Niedersachsen ein und brachten die niederdeutsche Volksmundart ins Land mit ihrem minder reinen Vocalismus und nicht scharf genug ausgeprägten Consonantismus, welche noch bis zu Anfange dieses Jahrhunderts bei uns bei der vertraulichen Unterhaltung in häuslichem Kreise und



unter Freunden gesprochen wurde. Sie ist dann vollständig der neuhochdeutschen Sprache gewichen, und an ihre Stelle hat sich in den Städten, von der Ausdrucksweise der Bewohner des flachen Landes müssen wir hier absehen, ein Gemenge, das halb Schriftsprache, halb Mundart ist, und dessen sich der gemeine Bürger bedient, festgesetzt. Diese bei uns aus einer Verschmelzung hervorgegangene Volkssprache ist durchaus nicht einem Jargon, wie der Pöbel in großen Städten ihn redet, gleich zu achten; denn sie besteht nicht, wie dieser, in der Verstümmelung und dem äußerlichen Nachäffen der Sprache der Gebildeten, sondern sie bewahrt sich, wie der Dialekt, angestammte und festabgeschlossene Formen und einen eigenthümlichen heimischen Ausdruck, welcher oft sehr alt und in den schriftlichen Denkmälern der mittel- ja althochdeutschen Periode anzutreffen ist. Der Grund hievon ist wohl mit darin zu suchen, daß die deutschen Anpflanzungen in mitten slavischer und finnischer Völkerstämme gewissermaßen eine Sprachenclave bildeten, dazu durch die dem Germanen eigenthümliche Gemüthslage veranlaßt, sich mit ahnungsvoller Sehnsucht nur den Einflüssen der Culturvölker und ihrer durch das Christenthum vermittelten Bildung zu

öffnen, Völkern gegenüber aber, welche noch nicht im Besitz so strahlender Culturreichthümer sind, sich abzuschließen. Hatte doch schon in frühester Zeit die Wanderung durch finnisches Gebiet und der Verkehr mit Kelten und Slaven nicht vermocht, die Sprachen der germanischen Völker anders zu färben mit Ausnahme der Abgabe von wenigen einzelnen Wörtern wie: gart, grad, Umzäunung; gral, Gefäß. Während also aus dem Süden und Westen eine nachhaltige, tiefgehende Einwirkung deutscher Sprache den Ansiedlern zuging, erhielten sie nach Osten und Norden hin eine Abgrenzung aufrecht. Und selbst als die baltischen Provinzen ihren mächtigen Nachbarn im Osten unterworfen wurden, erhielt sich die deutsche Sprache als die cultivirtere in ihrer Reinheit, wie dergleichen Fälle in der Geschichte die Regel bilden. Die römisch-gallische Sprache absorbirte die fränkische, obgleich die Franken als Sieger der römischen Provinz ein Ende machten.

Die Sprache Luthers, welche zugleich mit der Reformation unserer Landeskirche bei uns Eingang fand, wurde bald in Kirche und Schule, im Rathe und Gerichte die herrschende, da ihr widerstrebende Elemente eigentlich nicht vorhanden waren.

Der ihr noch anhaftende oberfächfische Sprachgefang und seine Härten mußten freilich der niederdeutschen einfachen Lautverschmelzung weichen. Allein das that dem Ganzen keinen Eintrag, sondern ließ das Hochdeutsche in einer reinen und geläuterten Ausdrucksweise bei uns sich entwickeln, wie kaum irgend in einer Gegend Deutschlands. Diese Reinheit auf Rechnung einer sarmatischen Accentuation zu schreiben, ist falsch, da die slavische Accentuirung uns fremd ist, was die Schwierigkeit, welche dem Deutschen das Erlernen der russischen oder polnischen Sprache bereitet, und dieß gerade der Betonung wegen, genugsam beweist. Vielmehr als aus solchen secundären läßt sich die Eigenthümlichkeit unserer Mundart aus gewissen elementarischen Gründen, wie aus der Beschaffenheit des Bodens und Klimas, dem verbreiteten Genuß gewisser Speisen, der Art des Trinkwassers und dergleichen erklären, weil diese Umstände auf die verschiedene Art der Modalität der Nerven und der Sprachorgane nicht ohne Einfluß sind. Denn der Sprachkeim, in verschiedene Gegenden verpflanzt, gewinnt eine den localen Eigenthümlichkeiten derselben analoge Ausbildung und Besonderheit. So erklärt man sich die auffallende Aussprache der Gutturale

K, G, Ch, S, H, bei den Tyrolern und Alpenbewohnern aus der Eigenart der Bergwässer, die sie genießen, wie auch aus dem täglichen Bergsteigen.

Ein weiteres Moment für die geläuterte Ausdrucksweise in unseren Provinzen liegt darin, daß von der Sprache Luthers, deren edle und fast wunderbare Reinheit Grimm hervorhebt, bei uns nicht so sehr, wie in Deutschland in den folgenden Jahrhunderten meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks abgewichen ist. Wir erfuhren nicht den Einfluß der Ausländerei, welche bald nach Luther den deutschen Geist gefangen nahm und die Sprache steif und gedrückt, unrein und unwahr machte. Die Renaissance legte uns minder beharrlich ihren Hemmschuh an, und weder der dreißigjährige Krieg mit seiner folgenden Verwilderung, noch die schlesischen Dichterschulen mit ihrem Schwulst und ihren Sprachpedanterien waren für uns von besonderem Nachtheile. Freilich durchlebten auch unsere Provinzen seit der Reformation bewegte Zeiten; sie wechselten die Oberherrschaft der Polen, Schweden und Russen; ihre Sprache aber als ältere Cultursprache blieb die herrschende, und als der Nationalgeist sich in Deutschland wieder selbständiger zu regen

anfang, als die große Periode der Originalität anbrach, fielen ihre erwärmenden und belebenden Strahlen auch in unsere Heimath, wo der tiefste Friede herrschte und für die Culturbestrebungen der stammverwandten Nation einen um so ergiebigeren Boden abgab, als einige der edelsten Repräsentanten dieser neuen deutschen Geistesära: Herder, Klingler, Hamann, Kant ihr in mehr als einer Beziehung nahe standen. Von größtem Einfluß auf die Bildungsgeschichte einer Sprache ist ferner das Verhalten des Volkes zu seiner Religion. Alle Tiefe und Wärme, alle Wahrheit und Gradheit, alle Einfachheit und Anmuth fließt aus dieser Quelle dem sprachlichen Ausdrucke zu. Nicht ohne Bedeutung war es daher, daß die neuhochdeutsche Sprache durch die Bibelübersetzung und das religiöse Lied bei uns Einzug hielt; denn Luther dichtete selbst für die Anhänger der neuen Lehre in Livland und stand mit ihnen im brieflichen Verkehr. Dieser Charakter religiöser Kraft und Innigkeit blieb dann auch der Sprache zu eigen, zumal die bedeutenderen Gelehrten, welche die nachreformatorische Geschichte unserer Heimath aufführt, nicht zum kleinsten Theile tüchtige Kanzelredner waren und auch sonst ihre Aufmerksam-

keit dem vaterländischen Idiom zuwandten. Wenn wir sonach unserem Hochdeutsch manchen Vorzug einzuräumen gesonnen sind vor dem in manchen deutschen Landstrichen gesprochenen, so möchte solches nicht allein den eben aufgezählten Gründen zuzuschreiben sein, sondern auch dem bei uns herrschenden Dialekt, welchen Namen immerhin die Umgangssprache unseres schlichten Bürgers verdient. Dieser Dialekt liebt weder die geblasenen und gezischten Consonanten des Oberdeutschen (pf, ph, z, ß, sch) und seine breiten Doppelvocale (u'e, u'a, a'i, o'i, u'i, i'a, i'o u. s. w.), in denen noch die Theile der Verbindung hörbar sind, noch zeigt er die fast klanglose Vereinfachung der Laute des Niederdeutschen. Unser Dialekt unterscheidet sich überhaupt weniger durch den Sprachgesang vom Hochdeutschen, als vielmehr durch mannichfache alte Formen und Wendungen, welche eine eigenthümliche Kraft und Lebensfülle athmen, so daß sie trotz langer unausgesetzter Vernachlässigung nichts von ihrer ursprünglichen Bedeutung eingebüßt und noch immer im Munde des Volkes ihren Platz finden. Dem deutschen Sprachforscher dürften diese sogenannten Provincialismen Gegenstand tiefergehender und interessanter Untersuchung und Beobachtung sein, an dieser

Stelle aber wünschten wir nur für einen Augenblick die Aufmerksamkeit des geehrten Lesers für sie in Anspruch zu nehmen.

Wir unterscheiden bei einer Betrachtung unserer bloß mundartlichen Sprachformen zuerst solche, die schon lange im Gebrauch und stehen geblieben sind auf einer Stufe der Entwicklung, wo für sie durch ihre Aufnahme in die Schriftsprache eine unorganische Weiterbildung anhebt. So haben *sondern* und *albern* ein unorganisches schließendes *n* angenommen, wovon im Volksmunde nichts vorkommt; noch im XIV. und XV. Jahrhundert schrieb man *sunder*, und zu *albern*, entstanden aus althd. *alawâr* d. h. ganz wahr, mhd. *alwaere*, einfältig in gutem und schlechtem Sinne, später in *albaere* übergegangen, wurde erst in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts unorganisch *n* angefügt. Lessing schreibt noch bisweilen *alber*. Bei uns kommt nicht allein diese Form vor, sondern man hört sie auch flectirt: *du alberst*, *er albert* 2c. und das Hauptwort *Alberling*. Ebenso blieb man mundartlich bei der Umdeutschung der Fremdwörter dort stehen, wo dieselben noch die Spuren ihrer Entstehung an sich trugen, wie z. B. das Wort *Profost* für *Hecker*

noch gilt und althd. probist, probest, angelsäch. und nord. profast, aus lat. praepositus, Aufseher, entstanden, mhd. prôvost lautete; schriftgemäß aber nur Profos und Profoß ist. Dem Aehnliches gilt von dem Worte Jumper, entstanden aus Gouvernante, Jumpernante, mit der entsprechenden Bedeutung von Rose, das später in der Schriftsprache in Jungfer überging als Umdeutung mit Anlehnung an Jungfrau. Gleichfalls alt und in ursprünglicher Form erhalten sind: Dacht für das schriftgemäße Docht, d. i. Faden, Lichtfaden, altnordisch dagegen þ-Tátttr, althd. táht, dáht, mhd. táht; Heir Rauch von dem althd. gihei, hei, mhd. gehei, d. i. Hitze, trockener Brand, abgeleitet und demnach Rauch mit Hitze oder trockenem Brand, für das unverständliche schriftgemäße Heerr Rauch oder Höhenrauch, welches von Adelung willkürlich als der auf den Höhen sich haltende Rauch gedeutet worden; Samit, gr. *ἑκάμυρος*, mittellat. samitum, mhd. samit, schriftgemäß jedoch Sammet und Sammt; Tegel, althd. ebenfalls tegel von dem lat. tegula, mhd. tēgel, schriftgemäß Tiegel, Leintiegel; Tahl, Tahlchen, althd. tãhala, mhd. tãhel, schriftgemäß Dohle. Für weitläufig hört man sehr oft weitläufig, und ist diese fehlerhaft scheinende



Form die richtige, aus ältester Zeit bis in das XVIII. Jahrhundert gebräuchlich, althd. hlouf und hlouft, mhd. louf u. louft.

Oder es werden Ausdrücke gebraucht, welche neu-hochdeutsche Formen annahmen, ihre ursprüngliche Bedeutung jedoch behielten, wie z. B. Wirth auch Hausherr und Familienvater bedeutet, mhd. und althd. wirt ebenfalls Chemann, Familienvater gleich dem engl. housband; Wams, sonst ein Kleidungsstück, gilt uns als eine Bezeichnung des Leibes in Uebereinstimmung mit dem mhd. wambeis, wambe, althd. wamba d. i. Unterleib, Bauch, wofür die Schriftsprache Wanst anwendet. Auch gehören hieher die Zusammensetzungen: dahl fallen, mhd. zatal vallen, nicht für ungut sc. nehmen, mhd. für guot, verguot, wo für mit dem starken Accusativ der Einzahl im sächlichen Geschlechte steht, wie in dem schriftgemäßen für lieb nehmen. Aehnlich verhält es sich mit den bei uns geläufigen Redensarten während des Krieges, durante bello, während der Predigt, während der Mahlzeit, wo überall keine Präposition während, sondern das absolut gesetzte Participium anzunehmen ist, welches erst in dem letzten Jahrhundert in die Präposition verwandelt worden:

während des Krieges, und jedenfalls weniger sprachgemäß ist.

Ferner kommen Wörter vor, die althochdeutschen Ursprungs und sehr alt sind. So hört man allgemein noch *Drehsammer* als Benennung für das fremdartige Sacristei, die sich herleitet von althd. *drëso*, *trëso* d. i. Schatz, Güter, gr. lat. *thesaurus*, Erz, *trësor*, *trësöfaz* = Schatzgefäß, im IX. Jahrhundert gebräuchlich, und *Drehsammer* somit Schatzkammer der Kirche; *Dünninge* für Schläfe, althd. *dunniwangi*, gleich dem lateinischen *tempora*, einer ähnlichen Zusammensetzung, die aus dem Adjectivum *tenuis* und einem Substantivum, dem griechischen *παρειά*, etwa entstanden sein mag; *Ziepolle* für Zwiebel oder Zwiefel, althd. ebenfalls *zipolla*, lat. *caepulla*, mhd. aber schon *zivolle* und, in den Begriff der Zweizahl gezogen, *zwivolle*, da mhd. *bolle* Knospe heißt; *Stadolle* für Stall, althd. *stadul*, *stuodalo*, wie in *cumistadul*, *chumistuodalo* statt lat. *comes stabuli*, altfr. *connestable* Vorsteher des Pferdestalles oder Marschall. Noch älter und gothischen Ursprungs sind Ausdrücke, wie *das säh*, *säh*, das man häufig von Kinderwärterinnen und sonst auch vernimmt. Es ist diese Form wohl zu unterscheiden

von dem neuhochdeutschen *ſieh!* worein jeder deutsche Sprachlehrer es verwandeln würde, obgleich es nicht mit *ſehen*, ſondern mit dem gothiſchen *sai* zuſammenhängt, welches dem lateiniſchen *ecce* nicht *vide* entſpricht, und welches wir hochdeuſch ſchwächer durch *ſieh da!* ausdrücken. Nur bei uns und in der ſchweizeriſchen Volkſprache, welche auch eine Mehrzahl *said*, *saend* zu der Einzahl *sê*, *sâ* bildet, hat man den guten Unterſchied nicht aufgeben wollen zwiſchen *ſieh vide* und *ſäh ecce*, italieniſch *ecco*, verderbt *ätſch!*

Endlich ſind der Mundart viele niederdeuſche Formen verblieben: *Dill* ſtatt *Till*; *Tute* und *Tüte* ſtatt *Düte*; *Farſt*, die obere Längenlinie eines Daches ſtatt *Firſt*; *Fränge*, mittelniederdeuſch *frange* aus franz. *frange*, ital. *frangia* von lat. *fimbria* *Faſer*, ſtatt *Granſe* oder *Franze*; *kucken* ſtatt *gucken*; *Hafer* ſtatt *Haber*, althd. *haparo*, mhd. *haber*; *Spinnwock*, niederſächſiſch *wock*, ſtatt *Spinnrock*; *Bütte* ſtatt *Zuber*, das auch *Zauber* genannt wird; *Rönnſten* für *Goffe*; *Schoſten* für *Schornſtein*; *Reeper* für *Reifer* oder *Seiler*, daher der Ausdruck *Reepſchläger* und *Reeperbahn*; *Geffelchen* für *Gänſchen*, *geffelgrün* wie das eng-

liſche gosling green bei Goldsmith; Buttervogel für Schmetterling überhaupt, wie butterfly bei Shakspeare; mangunter und der mang für unter zwischen, eigentlich eine Substantivpräposition, angelsächsisch gemang, englisch among. Die niederdeutschen Wörter Klink, Griff am Thürschloß, Kûl, Grube, Pogg, Frosch, Kröte, haben ein schließendes e angenommen und flectiren den Singular wie ein starkes hochdeutsches Femininum, setzen sich auch mit hochdeutschen Wörtern zusammen z. B. Kuhlengräber, d. h. Todtengräber, Grabgräber, im Plural dagegen gehen sie schwach, ähnlich den mittelhochdeutschen Wörtern kël, schal, mül, welche neuhochdeutsch Kehle, Schale, Mühle lauten. Eigenthümlich ist ferner die Beibehaltung des mittelhochdeutschen inlautenden j sowohl in denjenigen Zeitwörtern, wo es im Hochdeutschen ganz ausgefallen ist, wie in saejen, jekt säen, als in denen, wo, was häufiger der Fall, j zu h geworden z. B. kraejen, maejen, glüejen, müejen für krähen, mähen, mühen, glühen. Die Flexionsformen werden aber auch wie im Mittelhochdeutschen gekürzt, gleich näet, blüet wird n ä et, bl ü et für näht, blüht gesprochen. Dieses j wird aber auch in jedes beliebige Wort eingeschoben, wenn dadurch das Zusammentreffen zweier Vocale vermie-

den werden kann, so hört man für Mühe, Freie zwei(e) und drei(e) sprechen M ü j e, F r e i j e, z w e i j e, d r e i j e. In zweie, dreie, das man beim lauten oder nachdrucksvollen Zählen vernimmt, ist das schließende e eine Abschwächung der dem Mittelhochdeutschen eigenthümlichen Partikel â, die sich an andere laut ausgerufenen oder gedehnt gesprochene Wörter hängt und sie dadurch zu Interjectionen stempelt z. B. wafenâ, lazâ, wartâ, wie ja selbst die neuhochdeutschen Imperativformen mundartlich gern ein e annehmen z. B. lasse, warte, und in Folge dessen in einigen Fällen eine Brechung des Wurzelvocalen eintritt z. B. nehme, lese, esse! für nimm, lies, is! Selbst Eigennamen werden durch dieses j, so zu sagen, mundgerecht gemacht, z. B. wird der Name Reiher, R e i j e r gesprochen, und Reiher, ein bekannter Vogel, heißt mhd. in der That reiger, althd. hreigiro und reigira. In ähnlich organischer Weise sind die Wortbildungen L ä n g d e, M e n g d e für Länge, Menge entstanden, indem die althd. Endung -ida zu Grunde liegt, wie im althd. ziarî und ziarîda von ziarjan, mhd. ziere, zierde, in Fehde und anderen Wörtern.

Aus diesen wenigen Beispielen geht hervor, wie lebensvolle Elemente unsere Mundart besitzt, die selbst

eine andauernde methodische Mißhandlung nicht hat ersticken können. Ich möchte nur an die Wörter lügen und trügen erinnern, die so oft verbessert worden, ohne gegen den Gebrauch, sie liegen und triegen zu sprechen und wohl auch zu schreiben, viel ausrichten zu können. Nun sind aber liegen und triegen historisch richtig gleich triefen, lieben und manchen anderen und wurden vor drei Jahrhunderten nur so geschrieben; erst später fand die Umlautung in lügen und trügen statt. Mehr noch hat der Vorwurf, lettischen Ursprungs zu sein, manchem echt deutschen Ausdruck geschadet. Wer wollte z. B. folgenden Wörtern: *Bumbehr*, *Dwehle* und *Kiwit* das deutsche Bürgerrecht noch zuerkennen, da sie längst für lettische Ausdrücke gelten. *Bumbehr* ist aber nur die niederdeutsche oder plattdeutsche Bezeichnung für Birne und von den Letten aufgenommen, nicht aber genuin lettisch; desgleichen ist *Dwehle*, Handtuch oder Waschtuch ein echt deutsches Wort, althd. *dwahila* von *dwahan* waschen, mhd. *twehele*, ital. *tovaglia*, franz. *touaille*, mittellat. *toalia*, welches neuhochdeutsch in *Duehle* überging, wie mhd. *twërch*, *twër* in *quer*, und neben *Quetschen* und *Zwetschen*, *quitschern* und *zuitschern*, *quer* und *zwerch* noch immer bestehen könnte. *Kiwit*

ist endlich der nieder- oder plattdeutsche Ausdruck für den Vogel Kiebitz und kommt noch jetzt in der sprichwörtlichen Redensart vor: Wo bliw ik? segt de kiwit, wie auch in der launigen Erzählung von dem Bauern und dem Vogel Kivit. Auch der viel bespöttelte, bei uns aber allgemein verbreitete Ausdruck Schmand für Sahne, Milchrahm, abschmanten für abrahmen, ist niederdeutschen Ursprungs und noch jetzt im Osnabrückischen mehr oder weniger im Gebrauch.

Daß sich unter unseren Idiotismen auch solche finden, die rein lettischen oder esthnischen Stammes sind, soll gar nicht geleugnet werden, und es ist aus der Natur der Sache zu erklären, wenn landwirthschaftliche Ausdrücke, die diesen Sprachen entlehnt sind, sich nicht durch deutsche wiedergeben lassen. Ein Naturvolk hat eben seine eigenthümlichen Geräthe und Handgriffe, die wir bei den Culturvölkern vermissen. Allein diese Bezeichnungen sind immer Barbarismen geblieben und weder in den Verband eingebürgerter Fremdwörter aufgenommen worden, noch haben sie Umdeutschung und organische Weiterbildung erfahren. Wie genuin deutsch auch Aeußerlichkeiten selbst sind, davon zeigen die spielenden

Laute, die nach einer festen Ueberlieferung ihr trallara und fifalleralla heute wie vor Jahrhunderten erschallen lassen mit dem Consonanten r als Nachahmung des Hörner- und Trompetentones, eines deutschen Instrumentes. Die Steigerungen des lyrischen Schwungs in dem slavischen Gesang durch die den Dudelsackpfeifen entsprechenden Nasentönen oder durch langgezogene, mit fließendem l sich einführende Kehllaute bleiben den deutschen Liedern fortwährend fremd. Ähnliche Vorgänge nehmen wir an Interjectionen wahr, welche die Sprache für Thiere eingeführt, um sie zu locken oder zu scheuchen. Sind die Thiere der Art, daß sich die deutschen Hausfrauen oder die Kinder mit ihnen abgeben können, so sind die Interjectionen eigenthümlich deutsch und von alter Ueberlieferung, ja aus dem Mittelalter stammend, wie die Lockrufe his, his! zu Füllen; minz, minz! zu Katzen; guss, guss! zu Gänsen; pile, pile! zu Enten und andere mehr; oder die Scheuchrufe hussda! zu Hühnern. Andre Thiere aber, wie z. B. Pferde, die ausschließlich der Pflege lettischer oder russischer Kutscher anvertraut werden, hört man auch nur durch russische oder lettische Heisch- und Roseformen lenken. Die deutschen Fuhrmannswörter Hott! oder Har und Wist!



sind bei uns nicht bekannt. Im übrigen verleiht das bange Ach, wie in Deutschland, so auch bei uns sowohl der schmach tenden Liebe, als der vernichtenden Verzweiflung Ausdruck. Das feurige O! ist sowohl der Ausbruch plötzlicher Freude, als der auffahrenden Wuth, des tiefsten Jammers, wie des höchsten Bewunderns.

Glauben wir auch hiedurch den Nachweis geliefert zu haben, daß unser Idiom weder ein bloßes Bücherdeutsch ist, noch von slavischen Elementen beeinflusst wird, sondern mit Recht die Anhänglichkeit verdient, deren sie sich erfreut, so möchte darum noch nicht erwiesen sein, weshalb das Deutsche im Osten sich so schwer gegen die slavischen Sprachen eintauscht, während im Westen dasselbe womöglich noch lebenskräftigere, ursprünglichere Idiom so leicht sich gegen andere Sprachen aufgibt. Eine von politischen und socialen Umständen ganz absehende bloß sachgemäße Erklärung möchte wohl in Folgendem liegen.

Mit zunehmendem geistigen Wachsthum eines Volkes wird seine Sprache ein immer vollkommeneres Mittel geistigen Austausches, sie vergeistigt sich mehr und mehr. An geistigem Gehalt aber gewinnt eine Sprache nur auf Kosten ihres Lautkörpers. Und

zwar ist es eine durch die Sprachgeschichte hinlänglich erwiesene Thatsache, daß von der Zeit an, da ein Volk in die Geschichte eintritt, seine Sprache lautlich verfällt. Es entledigt sich nach und nach aller übermäßigen Lautfülle, die den Gedankenaustausch mit fremden Völkern nur erschwert und somit den Fortschritt der Cultur nur hemmt. Es wirft den alten Formenreichthum als entbehrlich und lästig bei Seite, beschränkt die Mannichfaltigkeit der Formen auf das Allernothwendigste, paßt weniger häufig gebrauchte, vereinzelte Formen vielfach gebrauchten an, sucht nach dem Gesetze der Analogie möglichst viele Wörter auf einerlei Art zu behandeln, damit nur der geistige Austausch sich so zweckmäßig, so praktisch, so einfach als möglich gestalte. So hat die rasch stattgefundene Entwicklung der Cultur in England den tiefsten Verfall der Sprache in Laut und Form von allen deutschen Sprachfamilien zu Folge gehabt, aber sie ist dadurch die bequemste, leichteste und einfachste geworden. Jede andre Sprache wird der Engländer schwer erlernen und sie selten ganz richtig gebrauchen, weil sie eben complicirter als die seinige ist. Bei dem Zusammentreffen eines Engländer mit einem Deutschen wird dieser sich leichter in das englische,

als jener in das deutsche Idiom finden. Aehnlich steht der Franzose dem Deutschen gegenüber. Nun nehmen aber unter den Cultursprachen, was das Alter derselben anlangt, die slavischen Sprachen die letzte Stufe ein, und von diesen ist wiederum die russische Sprache die jüngste, darum verhältnißmäßig auch die form- und lautreichste. Mit Leichtigkeit erlernt der Russe die übrigen Sprachen, weil die eigene so complicirt und übungsreich ist. Die russische Dichterin Elisabeth Kulmann hatte sich, in Moskau lebend, kaum fünfzehn Jahre alt bereits elf fremder Sprachen bemächtigt, von denen sie acht geläufig sprach. Um so schwieriger wird das Russische jedem Westeuropäer, um so weniger geeignet erscheint sie ihm für den geistigen Austausch. Dem Deutschen geht es nicht anders, da er in demselben Verhältniß zur russischen Sprache steht, wie der Engländer zur deutschen. Hierin liegt auch nicht zum kleinsten Theil die Lösung des Räthsels, weshalb der Deutsche in Rußland unter allen Umständen an seiner Muttersprache festhält und ihr zu Liebe jedes Opfer zu bringen bereit ist. Daß diese Sprache, in deren Tiefen sich die höchste Erhabenheit, sowie die rührendste Milde, die lieblichste Einfalt, sowie die männ-

lichste Kraft begegnet, auch um ihrer selbst und ihrer poetischen Schätze willen diese Anhänglichkeit verdient, wird niemand verargen, der sie kennt und da weiß, daß ihre Literatur eine Weltliteratur ist. —